

Lasgush Poradeci. Ein Porträt.

Jedes Mal, wenn ich Lasgush Poradeci begegnete, wurde ich mir einer Unmöglichkeit bewusst, die mich allerdings nicht abschreckte, sondern sogar faszinierte. Es war unmöglich, mit ihm zu kommunizieren wie mit anderen Menschen. Wenn man an seine Tür klopfte, spätestens aber, wenn man die Wohnung betrat, veränderte sich alles: die Logik des Gesprächs, der Code, die Worte samt dem Sinn, den sie beförderten.

Stets fehlte etwas, und an etwas anderem bestand ein Überschuss. Er selbst war da, aufmerksam in jeder Hinsicht, und trotzdem, so viel man erhielt, so viel vermisste man auch. Seltsamerweise fand man daran sogar Gefallen. Man bemühte sich, alles zu vermeiden, was den Zauber vertreiben, die Worte ihrer Mehrdeutigkeit berauben konnte, denn wäre der Nebelschleier verflogen, hätten sie ihre ursprüngliche Bedeutung wiedererlangt, sie wären einem blass und nichtssagend erschienen.

Mediokre Charaktere meinten, er habe den Verstand verloren, andere machten sein fortgeschrittenes Alter für das Nebelhafte an ihm verantwortlich. Weder das eine noch das andere stimmte. Lasgush war schon immer so gewesen. Ich hatte ihn nie anders erlebt.

Manchmal, wenn man am Schreibtisch oder mit Freunden vor dem Kamin saß, während einer Versammlung oder am Meeresstrand, kam es einem plötzlich, gleichsam als Erleuchtung: Lasgush lebt noch! Natürlich, man wusste, dass er am Leben war, trotzdem nickte man erleichtert, als habe sich eine gute Nachricht bestätigt. Er war noch unter uns, und nur ein paar hundert Schritte entfernt. Ein Glück!

Warum war man dann immer wieder verwundert? Warum schmeckte alles, was mit ihm zu tun hatte, nach Traum? Es fühlte sich an, als käme jemand angerannt und rief: Kommt mit, drüben auf der anderen Seite des Boulevards findet eine Schlacht mit Schwertern und Speißen statt, die Zeit scheint eingefroren. Oder: Im Park duellieren sich zwei, ein Dekret wird verkündet, der König gibt einen Ball ...

Nur ein paar hundert Schritte trennten uns von Lasgush, wieso lief man nicht gleich los, um nicht zu spät zu kommen? Man hatte ein schlechtes Gewissen, weil man ihn so selten besuchte, und ging trotzdem nicht öfter hin. Ich kann nicht sagen, dass ich fürchtete, ihn zu stören. Er freute sich stets, wenn ich kam, manchmal ließ er mir sogar ausrichten, ein Besuch sei ihm willkommen. Etwas anderes hielt mich zurück. Etwas, das seinen Ursprung im Traum hatte. Ein Traum verlangt keine Eile. Saumseligkeit ist ein Teil seines Mechanismus.

Lasgush Poradeci einen Besuch abzustatten, glich einer Auslandsreise. Man schien

die Zeit, das herkömmliche System des Denkens hinter sich zu lassen. Nur noch ein Schritt fehlte, und man wäre in einer danteschen Ödnis gelandet, außerhalb der Grenzen des Lebens. Seit vielen Jahren, schon seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs, gehörte er gleichermaßen zu den Lebenden wie zu den Toten. Viele Gymnasiasten, die sich im Unterricht mit ihm beschäftigten, waren der Meinung, er sei längst gestorben. Man belehrte sie, ohne sich über den Irrtum wirklich zu wundern. Die meisten hatten sich an den Doppelzustand gewöhnt, der so gut zu ihm passte. Seine Konturen verschwammen, als würde man ihn durch eine Wasserfläche hindurch sehen.

Er war einer der wenigen Menschen und vielleicht der einzige bedeutende Schriftsteller, der über eine so lange Zeit hinweg lebend seinen Tod erlitt. Diese doppelte Beschaffenheit spiegelte sich häufig in seinem Erscheinungsbild wider, besonders, wenn er seinen schwarzen Anzug und den dunklen Borsalino trug, und einem die Frage ganz normal erschien, ob er eben dem Sarg entstiegen war oder sich auf ihn zu bewegte.

Seltsamerweise erregte sein Schicksal kein Bedauern. Jede Anwendung von Mitgefühl und Trauer darüber, dass er ungerechterweise in Vergessenheit geraten war, zerstob, wenn er plötzlich lebhaftig vor einem stand. Betrat er in Pogradec ein Café, hatten die Schriftsteller, die in der Stadt ihre Sommerferien verbrachten, das Gefühl, ein Sturmwind wehte ihnen ins Gesicht.

Er war unberechenbar, ätzend wie Säure, gefährlich, jäh. Sein Lachen klang unirdisch, freudlos, sein Schmerz entbehrte der Trauer. Auch sein Zorn war so, luxuriös und kalt. Seine Verachtung funkelte schon von weitem wie Silber.

Am erstaunlichsten war jedoch seine Art zu reden. Etwas einem gewöhnlichen Gedankenaustausch Unähnlicheres ließ sich kaum vorstellen. Zwar drückte er sich klar, unkompliziert und überaus anschaulich aus, aber dennoch war bei ihm selbst in den alltäglichsten Äußerungen alles anders: die Abfolge, die Logik, der Rhythmus, die Bezüge. Dass jemand mit einer Bemerkung über das Wetter, das Befinden oder irgendein Ereignis ins Gespräch mit ihm kam, war undenkbar. Wer es versuchte, blieb ohne Antwort, erntete allenfalls einen kalten Blick und wurde fortan übersehen.

Begegnungen mit ihm waren stets sonderbar, sie entzogen sich den üblichen Mustern und jeglicher Vorausschau. Einen jungen Dichter, der ihn seit Jahren regelmäßig besuchte, verblüffte er, nachdem er ihn in den Salon gebeten hatte, mit der Aufforderung: "Und nun sagen Sie mir erst einmal, wer Sie sind, mein Herr!" Der Besucher nahm es für einen Scherz und breitete lächelnd die Arme aus, doch Lasgush stieß zornig seinen Gehstock auf den Boden, worauf sein Hund Cuci, der sich mit seinem Herrn auf die wunderbarste Weise verstand, heftig zu bellen anfang und möglicherweise auf den Ankömmling losgegangen wäre, wenn dieser nicht rasch seinen Vor- und Nachnamen genannt hätte. Ob

dieser unfreundliche Empfang dem nachlassenden Gedächtnis des alten Herrn oder einer bloßen Laune geschuldet war, wagte der Gast nicht zu fragen.

Als ich Lasgush einige Zeit später auf den Vorfall ansprach, schaute er mich kurz an und sagte dann: „Ich kann mich sehr gut daran erinnern. Bestimmt hielt er mich für verrückt, aber ich habe die Frage ernst gemeint. Sicher, er besucht mich seit Jahren, mein Gedächtnis ist Gott sei Dank noch in Ordnung, und Gesichter vergesse ich selten. Aber wie sollte ich an diesem speziellen Nachmittag wissen, dass er es tatsächlich war? Wie konnte ich wissen, dass er sich in den zwei Wochen seit unserer letzten Begegnung nicht verändert hatte und auf Abwege geraten war. Und er steht bloß da und schaut mich einfüchtig an. Sogar Cuci hat es bemerkt, du weißt ja, er ist klüger als die Hälfte der Menschen, die in dieses Haus kommen.“

Einmal erzählte er mir, kaum dass er mich eingelassen hatte, er habe sich Nudeln gekocht, und den Kochvorgang schilderte er so ausführlich, dass ich unruhig wurde. Daraufhin ging er noch mehr in die Einzelheiten und seine Sätze glichen nun den besonders langen Spaghetti, deren Verzehr so große Schwierigkeiten bereitet.

„Ich sehe schon, dass ich dich langweile“, sagte er. „Aber du bist ja auch ein Dichter und solltest deshalb wissen, was es bedeutet, wenn ein Poet sich Nudeln kocht.“

Und als hätte ich noch nicht genug gelitten, schickte er mir ein paar Tage später einen Brief, in dem er mir in endlosen, komplizierten Sätzen einen weiteren Akt des Nudelkochens beschrieb.

Einmal schaute er mich unverwandt an und sagte: „Du bist genau wie ich. Wir sind beide Mörder. Wenn man uns an eine Kreuzung stellt und eine Waffe in die Hand drückt, richten wir ein Blutbad an. Nur die Poesie verhindert das.“

Mir ist nie richtig klar geworden, was er damit meinte, aber so war es nun einmal bei ihm: Je mehr man sich bemühte, ihn zu verstehen, desto mehr entglitt er einem.

Aber wenn man mit ihm ins Gespräch gekommen war und er sich in Begeisterung geredet hatte, sah es ganz anders aus. Ich höre ihn noch immer über Frauen reden, über Kunst, Goethe, das Kloster Sveti Naum, altindische Lyrik, Kant, Buddha, die Chinesen, Christus, das Ministerium für Innere Angelegenheiten, Paris, die Liebe, wieder das Kloster Sveti Naum, in das man ihn als Kind gebracht hatte, um ihm die bösen Geister auszutreiben, die Fluglinie Tirana-Korça in den 30er Jahren, Schopenhauer, Holland, die aktuelle Regierung, Pjetër Bogdani, die Zubereitung von Nudeln, Malerei, das Paradies und so fort. Jedes Mal grübelte ich, von welcher fremden Welt diese ganz besondere Art zu kommunizieren stammte, aus welchen Salons auf dem Saturn oder dem Jupiter.

Er hatte sein eigenes Zeitmaß, die Uhren gingen bei ihm anders, davon war ich überzeugt. Damit ließ sich erklären, dass ich stets das Gefühl hatte, ihn nicht oft genug zu

besuchen. Unsere Tage stimmten nicht zusammen. Das Räderwerk der Zeit drehte sich bei ihm einmal vorwärts, einmal rückwärts, manchmal blieb es stehen. Auch sein Tagesablauf war durchaus eigenartig. Um 11 Uhr vormittags stand er auf und frühstückte. Um 12 Uhr legte er sich wieder schlafen. Das Mittagessen nahm er um fünf Uhr nachmittags ein. Um sechs Uhr ging er wieder zu Bett. Um acht Uhr abends stand er auf und arbeitete bis drei Uhr morgens.

Sein physisches Erscheinungsbild entzog sich wie sein Redestil einer eindeutigen Beschreibung. Er war zugleich Aristokrat und Bauer, kultivierter Wiener und Balkanese mit Knotenstock, blond und braunhaarig, grob und zartsinnig. Manchmal glich er dem deutsch-albanischen Schauspieler Alexander Moissi in den 1930er Jahren, manchmal einem alten Griechen in zeitlosem Gewand, manchmal Papst Johannes Paul II.

Ich hatte Gelegenheit, bedeutende Persönlichkeiten aus vielen Ländern der Welt kennenzulernen, Nobelpreisträger, Philosophen, Schauspieler, Politiker, bekannte Schriftsteller, doch Lasgush Poradeci ist für mich die ungewöhnlichste, komplizierteste und rätselhafteste Person geblieben, der ich je begegnet bin. Und in Gesprächen mit den Menschen, die ihm am nächsten standen, also seiner Frau, seinen Töchtern und seiner letzten großen Liebe, musste ich feststellen, dass sie auch nicht klüger aus ihm geworden waren als ich. Offenbar hat er den Code zu seiner Entschlüsselung mit ins Grab genommen.

Bei seinem Anblick, vor allem aber, wenn ich ihm zuhörte, wunderte ich mich jedes Mal, wie ein Bewohner des Balkan, ein Albaner, ein solches Maß an Komplexität, Vollen- dung, Unabhängigkeit, Rätselhaftigkeit hatte erreichen können.

Sein poetisches Werk gehört zum Schönsten, das die albanische und europäische Li- teratur der dreißiger Jahre hervorgebracht hat, doch er selbst, die menschliche Maschi- ne, ragte darüber noch hinaus. Da es in unserer Welt aber keine andere Methode zur Er- fassung von Werten gibt, kein besseres Aufzeichnungsmittel als Schriftzeichen oder No- ten, um verborgene Kleinode festzuhalten und für andere sichtbar zu machen, sind wir gezwungen, den Wert eines Künstlers mithilfe solcher Zeichen zu ermitteln, wobei un- weigerlich etwas von dem, was sie sagen wollen, stirbt.

Zu den ersten Verlierern dieses Systems gehört fraglos Lasgush Poradeci.

An einem Tag im Jahr 1985 klopfte ein junger Poet an die Tür des einstöckigen Wohn- hauses im Ostteil von Tirana, in der Lasgush Poradeci wohnte. Von drinnen hörte er den Hausherrn rufen: „Ich kann nicht aufmachen, meine Frau hat den Schlüssel mitgenom- men.“ Seine Frau war seit zwei Jahren tot.

An diese Episode musste ich denken, als im Februar 1989 bei einer Gesellschaft in Claude Simons Wohnung am Place Monge in Paris das Gespräch auf Samuel Beckett kam. Eine Bekannte, die Journalistin und Künstlerin Helen Bishop, hatte mich und meine Frau bei dem Nobelpreisträger eingeführt, von dem sie fünfzehn Jahre zuvor auf meinen Roman „Der General der toten Armee“ aufmerksam gemacht worden war. Ihr Ehemann Tom Bishop, der an der New York University französische Literatur lehrte, hielt sich, wenn man der Presse glauben durfte, bevorzugt im La Coupole am Boulevard de Montparnasse und in der Brasserie Lipp am Boulevard Saint-Germain auf. In der Wohnung des Ehepaars hatte ich bei einem Abendessen Alain Robbe-Grillet kennengelernt.

Der damals fünfundsechzigjährige Claude Simon war im Umgang so bescheiden wie liebenswürdig, doch für den Fortgang des Gesprächs sorgte hauptsächlich seine Gattin Rhea, eine gebürtige Griechin. Die beiden besuchten häufig Korfu und eine überschlagsmäßige Berechnung ergab, dass einer ihrer Aufenthalte auf der Insel mit unseren Sommerferien in Saranda, auf der anderen Seite der nur wenige Kilometer breiten Meerenge, zusammengefallen war. Meistens drehte sich die Unterhaltung allerdings um Samuel Beckett, mit dem sowohl sie als auch wir befreundet waren. Helen Bishop hatte versprochen, mich bei Gelegenheit dem legendären Schriftsteller vorzustellen, der inzwischen vierundachtzig Jahre alt war.

Aus dem, was sie berichteten, sprach neben Mitleid auch so etwas wie ein schlechtes Gewissen. Die literarische Welt in Frankreich machte sich noch immer Vorwürfe, weil René Char, einer der bedeutendsten französischen Lyriker der Gegenwart, vor noch nicht allzu langer Zeit vereinsamt und fast vergessen gestorben war, in einem ... Asyl. Und jetzt gab es schon wieder einen solchen Fall ... Was da alles getuschelt wurde ... Immerhin, warf Rhea ein, sieht es im Fall Beckett nicht ganz so hoffnungslos aus. Schließlich hat er Familie, eine Frau, und außerdem ... Aha, seine Frau, fiel ihr jemand ins Wort. Sie geht auf die neunzig zu, und wisst ihr, was sie treibt, seit Samuel im As ..., im Krankenhaus liegt? Sie lädt ihre Freundinnen, die er nicht ausstehen kann, zum Tee ein und sie schwatzen den ganzen Tag. Als ob sie nur auf diesen Augenblick gewartet hätte.

Beim Zuhören musste ich ständig an Lasgush Poradeci denken. Auch um das überaus merkwürdige Verhältnis zwischen ihm und seiner Frau rankten sich groteske Legenden. Sie starb im Sommer 1983 in Pogradec.

In jenem Jahr verbrachten besonders viele Schriftsteller ihren Sommerurlaub in der kleinen Stadt am Ohridsee. Wie immer war auch Lasgush da, verschanzt in seinem „Turm“. Zu den stets gleichen Stunden am Morgen und Abend ging er mit seinem Hund am Seeufer spazieren. Am fraglichen Morgen passierte, wie er mir später selbst erzählte,

Folgendes: Als er erwachte, sagte er zu seiner Frau: „Steh auf, mach mir einen Kaffee!“ Sie gab keine Antwort, sondern lag nur da, worauf er seine Aufforderung wiederholte: „Steh endlich auf, spiel nicht die Tote!“

Nun war sie tatsächlich gestorben, was er durchaus ahnte, jedoch ohne sich Gewissheit zu verschaffen. Vielmehr stand er zornig auf und ging mit dem Hund spazieren. Als er nach zwei Stunden zurückkam, musste er seine letzte Hoffnung endgültig fahren lassen: Der Tod ließ sich nicht verscheuchen, indem man ihn einfach ignorierte oder Blindekuh mit ihm spielte.

Als er dann in seinem altmodischen schwarzen Anzug hinter dem Sarg herging, wirkte er wieder versteinert und undurchdringlich, und erst, als er neben dem frisch zugehüllten Grab auf einem Stein saß, schlug er die Hände vors Gesicht und seufzte: „Ach je, was für ein Unglück!“ Diese paar Worte und sein weißes, im Wind flatterndes Haar brachten ihn, der sein Leben lang anders gewesen war, für einen Moment herab auf die Erde zu den übrigen Menschen.

Doch es war wirklich nur ein sehr kurzer Augenblick. Gleich darauf erhob er sich, setzte mit einer jähen Bewegung, als gelte es, alle überflüssigen Verbindungen zu kapfen, den schwarzen Borsalino auf und ging zu seinem „Turm“ zurück.

Daran musste ich während der Unterhaltung über Samuel Beckett denken. Ich hatte immer gefunden, dass er sich vielleicht als einziger mit Lasgush vergleichen ließ.

Wenn du das nächste Mal nach Paris kommst, sagte Helen Bishop, besuchen wir ihn auf jeden Fall.

Zwei Monate später war ich wieder in der französischen Hauptstadt, aber aus der Begegnung mit Beckett wurde nichts. Er war zwar aus dem Krankenhaus entlassen worden, aber nun, so hieß es, lag seine Frau auf dem Sterbebett. Ein paar Tage später erfuhr ich am Telefon von Helen Bishop, dass sie gestorben war.

„Die Arme ...“, meinte sie, und obwohl sie den Satz nicht zu Ende führte, begriff ich, was sie hatte sagen wollen: Die Arme, da wartet sie ein Leben lang darauf, endlich einmal die Wohnung für sich allein zu haben, um mit ihren Freundinnen ungestört Tee trinken und plauschen zu können, und dann stirbt sie.

„Aber das nächste Mal klappt es bestimmt mit einem Treffen“, fuhr sie fort. „Dieser Tage geht es ihm wirklich nicht gut. Er spricht mit niemandem ein Wort. Es würde keinen Sinn machen, ihn zu besuchen.“

Dieses nächste Mal lag er bereits auf dem Friedhof Montparnasse, und auch Lasgush ruhte schon ein Jahr unter der Erde, auf einem sanften Hügel am Ufer des Ochridsees.

Glaubte ich an Vorsehung, würde ich sie dafür verantwortlich machen, dass ich Lasgush Poradecis Doppelgänger Samuel Beckett (so sehe ich ihn) nie begegnet bin. Als ich

ein Kind war, hielt meine Großmutter alle möglichen Lebensregeln für mich bereit. Ich erinnere mich nicht genau, aber in einer ging es um Spiegel, in die man zu ganz bestimmten Stunden nicht schauen durfte ... Der Ire Beckett und der Albaner Poradeci sollten sich am Ende des Jahrhunderts offenbar nicht zu sehen bekommen, auch nicht durch die Augen eines Dritten.

1944, als Albanien von der Fremdherrschaft befreit wurde, war Lasgush Poradeci sicherlich der bedeutendste Schriftsteller im Land. Der andere Große, Fan Noli, lebte in den Vereinigten Staaten von Amerika.

In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg stammten von den sieben wichtigsten Schriftstellern der Balkanhalbinsel drei – Katzansakis, Seferis und Elytis – aus Griechenland, zwei – Poradeci und Noli – aus Albanien und gleichfalls zwei – Andrić und Krleža – aus Jugoslawien.

Schon 1929 hatte der bedeutende Albanologe Eqrem Çabej seinen engen Freund Lasgush Poradeci auf eine Stufe mit zwei der größten Lyriker der Zeit, Rilke und D'Annunzio, gestellt. Poradecis Gedichte, so schrieb er, seien „weit ausgreifend und voller Abgründe“, kleine Tragödien in strengem, düsterem Ton, so verschieden von Naim Frashëris Versen wie Beethovens Musik von der Mozarts. Lasgush Poradeci, diesen großen albanischen und europäischen Dichter, so Çabej, habe „ein günstiges Geschick Albanien geschenkt, damit er zu jenem Schriftsteller werde, den Albanien einmal der Welt schenkt“.

Leider erfüllte sich die Prophezeiung des großen Sprachgelehrten nicht. Lasgush fiel finsternen Mächten zum Opfer, die einfach wegwischten, was die albanische Nation bis dahin an kulturellen Werten geschaffen hatte. Als 1945 der albanische Schriftstellerverband gegründet wurde, übergang man ihn, und auch später änderte sich daran nichts. Das mediokre, missgünstige Führungspersonal machte ihn schlecht, hielt ihn auf Abstand, zu Veranstaltungen wurde er niemals eingeladen. Bedauerlicherweise schlossen sich den rufmörderischen Attacken auch vermeintliche Großschriftsteller an, die sich auf die Prinzipien der „neuen Kunst“ beriefen, obwohl ihre wahres Motiv der Neid war.

Lasgush Poradeci in die Vergessenheit zu stoßen, schien einfach, er lud dazu sogar noch ein, indem er immer wieder verschwand, sozusagen im Nebel untertauchte. Schon 1929 redete das literarische Albanien von einer schweren Erkrankung des damals Drei- unddreißigjährigen, Çabej erwähnt sie in dem genannten Artikel. Man prophezeite dem Dichter nicht nur eine glanzvolle Karriere, sondern auch einen frühen Tod. Tatsächlich hatte er noch achtundfünfzig Jahre zu leben. Immerhin trug er seit damals das Siegel des

Todes, allerdings eines von feiner, vornehmer Beschaffenheit. Das verführte ihn nicht dazu, in seinem Schaffen eine irgendwie geartete Todesnostalgie hervorzukehren, obwohl die Versuchung für jemanden mit seinem Schicksal sicherlich vorhanden war. Er sprach überhaupt nie vom Tod (schon gar nicht von einem frühzeitigen), obwohl dieser stets seinen Schatten über ihn warf, wenn auch auf eine besondere Art, wie immer bei ihm.

So existierte er in doppelter Gestalt, was manche dazu verführte, ihn auf diejenige seiner beiden Seiten (die sichtbare oder die verborgene) beschränken zu wollen, die ihnen gerade in den Kram passte. Diesem Trugschluss erlagen auch die erbittertsten seiner Widersacher, die meinten, sich mit ihm selbst verschwören, seine Selbstverleugnung und Selbstabsonderung ausnutzen zu können, um ihn in der Versenkung verschwinden zu lassen.

So einfach dies bei solchen Schriftstellern erscheint, so unmöglich ist es. Ein Berg verschwindet nie für immer im Nebel. Genauso tauchen auch sie wieder am Horizont auf, mächtiger, überwältigender und verstörender, als man sie in Erinnerung hatte.

Lasgush Poradeci ließ sich niemals auf Scharmützel mit der Sippschaft der Mittelmäßigen ein und erwartete keine Gerechtigkeit. Er verachtete diese Leute zutiefst, und weil er den Wert seines Werkes kannte, wusste er auch, dass sie ihm nichts anhaben konnten.

Was mich an ihm am meisten beeindruckte, war seine Souveränität. Jeder andere hätte sich wenigstens im engen Kreis über die Ausgrenzung, den Staat, „die Bürokraten da oben“ beklagt. Dieser eingefleischte Antikonformist ließ sich zu solchen Formen der Dissidenz jedoch nie herab. Angst oder übertriebene Achtsamkeit waren dafür bestimmt nicht der Grund, schließlich verhielt er sich Gefahren gegenüber so gleichgültig, ja fahrlässig, dass zum Beispiel 1985 einige Journalisten, die ihn hatten interviewen wollen, in Panik aus seinem Haus flüchteten.

Er klagte nicht, weil er, obwohl an den Rand gedrängt, sich für den wichtigsten Menschen in Albanien hielt, verantwortlich für alles, was im Land geschah. Es mag seltsam erscheinen, aber wenn man sich mit ihm unterhielt, merkte man, dass er in sich einen Minister, Bischof, Staatsanwalt, Armeekommandeur oder was auch immer, jedenfalls einen Führer beherbergte.

Einmal sagte er: „Als *wir* Viçens Prenushi zu achtzig Jahren Haft verurteilten, war er sechsundsiebzig Jahre alt.“

Ich glaubte mich verhört zu haben und fragte nach:

„Sie sagten, *wir* haben ihn verurteilt. Soll das heißen, Sie haben damit zu tun?“

Er schaute mich lange an, bevor er antwortete:

„Selbstverständlich. Ein Dichter ist für alles verantwortlich.“

Ein andermal fragte er mich:

„In welchem System leben wir gerade?“

„Im Sozialismus, Herr Lasgush.“

Er schwieg eine Weile. Dann machte er „Hm“.

Ich wagte die Frage, ob dies ein Scherz gewesen sei. Er schaute mich empört an:

„Keineswegs. Ich wusste es wirklich nicht mehr. Einem Poeten ist alles gestattet.“

Ob Gedächtnisaussetzer und Zeitverwechslungen auf sein Alter oder den höchst eigenartigen Filter- und Auswahlmechanismus seines ungewöhnlichen Gehirns zurückzuführen waren, ließ sich nie genau sagen.

Wenn er von seiner Studienzeit in Österreich erzählte, wo er knapp zehn Jahre gelebt hatte, kam es vor, dass er erst die richtige Zahl nannte, um sie gleich darauf zu verdoppeln. Sprachlos war ich allerdings, als er eines Tages darauf beharrte, vierzig Jahre lang in Graz studiert zu haben. Als ich zu widersprechen wagte, antwortete er mit beißendem Sarkasmus:

„Bei jedem anderen hätte ich mit so etwas gerechnet, sogar bei dem lieben Çabej, schließlich hat die Wissenschaft sein Gehirn verriegelt. Aber bei einem Dichter? Niemals! Der müsste wissen, dass die Zeit hier drinnen (er tippte mit dem Finger an seine Schläfe) bei einem Poeten anders abläuft.“

Er war der festen Überzeugung, das Gehirn eines Poeten unterscheide sich in seiner Beschaffenheit von einem gewöhnlichen Gehirn: „Offen“ und „zersprungen“ waren die Begriffe, die er in diesem Zusammenhang gerne verwandte.

Ich betrachtete sein ergrautes Haupt und überlegte mir, welche Risse seinem Gehirn den Austausch mit Bereichen erlaubten, die für andere unerreichbar waren. Durch welche Sprünge sich triviale, überflüssige Gedanken und banale Gefühle verflüchtigten, um Raum für etwas anderes zu schaffen, das irgendwelchen astralen Sphären entströmte.

In den meisten europäischen Sprachen lassen sich die Wörter, die einen Zustand geistiger Unregelmäßigkeit bezeichnen, aus dem Lateinischen herleiten: von *demens*, was „von Sinnen“ bedeutet, oder von *follis*, womit ein luftgefüllter Lederschlauch gemeint ist. Alle Sprachen verfügen zudem über eine Vielzahl von Synonymen, was darauf hindeutet, dass der gemeinte Geisteszustand die menschliche Anschauungskraft in besonderem Maße zur Bildung von Begriffen anregt, die auf der Annahme basieren, es liege eine Ordnungsverletzung vor, eine Abweichung, eine Verlagerung, ein Orientierungsverlust, eine Störung der Balance, etwas Vogelartiges, Gewichtloses, ein Davonlaufen, eine Überschreitung des Maßes oder dergleichen. Alles davon findet sich auch im Albanischen. Dazu kommt noch *krisë* oder *krisje*, was einen Sprung, einen Riss, einen sich

auftuenden Spalt bezeichnet. Man verwendet diese Analogie gerne, wenn ein Zusammenfallen von Genie und Wahnsinn wahrgenommen wird. Dem liegt die altüberlieferte Vorstellung zugrunde, dass nur sehr bestimmte Menschen den „Riss“ zur Verfügung haben, durch den eine Kommunikation mit dem Bereich des Inkommunikablen möglich ist.

Ich weiß von Lasgush Poradeci selbst, dass man ihn in seiner Jugend für verrückt hielt und deshalb ins Kloster von Sveti Naum schickte, wo er von tatsächlich geistesgestörten russischen Mönchen mit Dostojewski bekanntgemacht wurde.

Nicht nur die Zeit floss in seinem Kopf anders. Vieles, was er sagte, hörte sich seltsam an, obwohl seine Formulierungen für gewöhnlich von unübertrefflicher Genauigkeit waren. Einem für seine überaus enthusiastischen Verse bekannten Poeten attestierte er einmal öffentlich, quasi als Lob, „die Hupe der Partei“ zu sein, und ein paar gefühlsselige junge Lyriker qualifizierte er als „Nymphen der Partei“. Dabei bediente er sich eines durchaus ernsthaften Tons, und überhaupt durfte man bei ihm niemals mit dem Eingeständnis rechnen, etwas ironisch gemeint zu haben.

Manchmal hörte er sich wirr und seltsam an, dann wieder war glasklar, was er äußerte. In vier oder fünf Fremdsprachen konnte er sich fließend unterhalten. Deutsch und Französisch bevorzugte er zwar, doch genauso versiert war er in Italienisch, Griechisch und Rumänisch, während er Englisch, Russisch und Sanskrit immerhin lesen konnte.

Einmal musste ich ihn so behutsam wie möglich darauf hinweisen, dass er mitten in der Unterhaltung mit mir ins Deutsche übergewechselt war.

Ein andermal brachte er das ganze Frühjahr über sein eigenes Leben mit dem Goethes durcheinander. Ein bestimmtes Ereignis, ein Ball, war entweder in Korça oder Wien vonstattengegangen, und bei dieser Gelegenheit hatten er oder Goethe einer guten Freundin Unrecht getan. Diese Geschichte erzählte er immer wieder, aber jedes Mal klang sie so anders, dass keiner so richtig schlau aus ihr wurde: Man hätte glauben können, die beiden seien Nebenbuhler im Werben um eine deutsche und/oder albanische junge Dame gewesen, und zwar in einem Jahrhundert, das weder Lasgushs noch Goethes war.

Manchmal war er so unzugänglich, dass man Angst bekommen konnte. Bei einem Besuch in seiner Wohnung in Tirana versuchte meine Frau das ins Stocken geratene Gespräch wieder in Gang zu bringen, indem sie auf ein Porträt wies, das ein deutscher Maler in den dreißiger Jahren von ihm angefertigt hatte, und sagte:

„Was für ein schönes Bild!“

Das Thema wurde dankbar angenommen, aber als es um den Künstler ging, hob Lasgush plötzlich den Kopf und erklärte mit kalter Stimme:

„Dieses Gemälde stammt von mir, nicht von diesem Deutschen.“

Wir schauten uns verwirrt an, und seine Tochter hielt eine Klarstellung für nötig: „Aber Papa, jeder weiß doch, dass das Bild von einem deutschen Künstler gemalt wurde.“

„Nein, das stimmt nicht“, beharrte Lasgush auf seiner Behauptung.

Peinliches Schweigen trat ein. Er saß da und schaute zum Fenster hinaus. Schließlich sagte er:

„Also gut, dann schauen wir eben noch einmal nach!“

Er erhob sich vom Sofa auf, ging zu der Wand, an der das Bild seit über vierzig Jahren hing, zeigte mit dem Finger auf den deutlich lesbaren Namenszug des deutschen Malers und verkündete:

„Hier steht es klar und deutlich: Lasgush Poradeci! Glaubt ihr mir nun endlich?“

Wir bedeuteten seiner Tochter durch ein Zeichen, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Er schalt sie noch einmal: „Das ist diese schlechte Angewohnheit bei dir, allem zu widersprechen, was ich sage.“ Damit war das Thema erledigt.

Ich versuchte später noch oft, einen Grund für sein Verhalten zu finden, kam aber nie zu einem Ergebnis.

Manchmal war er aber auch ganz anders. Er erzählte oft von einer der Frauen in seinem Leben, einer Malerin. „Sie war blond wie meine Verlobte, und als wir uns dann trennten, wurde sie plötzlich braun.“ Von der jungen Holländerin, die er aus dem Ausland mitgebracht hatte, und die ihm irgendwann weggelaufen war, sprach er hingegen nie. Welche sonnen gleichen Eruptionen mussten damals in seinem Inneren stattgefunden haben! Er hatte das Mädchen in den Himmel gehoben, geradezu „versternt“. Alle erlebten mit, wie er ihr mit dem Flugzeug vom kleinen Provinzflughafen in Korça nach Tirana folgte, von dort nach Rom, von Rom nach Budapest und von Budapest weiter nach Kopenhagen. Aus dieser verzweifelten, aussichtslosen Verfolgungsjagd wurde in einem Gedicht der Tanz zweier Sterne, die am Ende nicht zueinander finden können.

Er hatte sie aus sich entfernt, und nicht nur aus sich selbst, sondern aus dem ganzen Sonnensystem. Deshalb sprach er nicht mehr von ihr.

Das galt auch für seine letzte große Liebe. Über sie hatte er aber wenigstens geschrieben, erstaunlicherweise nicht in Versen. Es handelte sich um einen der besonders kostbaren, weil äußerst raren Prosatexte, die ich von ihm lesen durfte: „Die Besuche von Fräulein Anna X. in meinem Turm.“

Lasgush Poradecis Äußerungen über die Prosa mochten jemandem, der ihn nicht kannte, anmaßend erscheinen. Doch wenn man mit seinem Code vertraut war, also wusste, von welcher „Prosa“ er sprach, und außerdem die typisch lasgushianische Süffisanz in Rechnung stellte, fiel es schwer, den Stab über ihn zu brechen.

Die Prosa war für ihn „der Tod der Poesie“, „Lehm“, und als ich ihm einmal zu widersprechen wagte, warf er mir den Blick zu, den er für solche Gelegenheiten in Reserve hielt: „Auch du, Brutus?“ Dann sagte er:

„Was willst du denn, gibt es etwas Edleres als Tod und Lehm?“

Vielleicht hat er über seine letzte große Liebe in Prosa geschrieben, weil er spürte, dass der Tod sich ihm näherte.

Dem See von Pogradec, den er überaus liebte, hat er einige der Perlen unter seinen Gedichten gewidmet. Selten ist eine Wassermenge mit so viel Inbrunst und Tiefsinn, so viel funkelnder Trauer beschrieben worden.

Bei seinen Spaziergängen am Ufer wagte ihn niemand zu stören, auch wenn im Sommer Scharen von Urlaubern die kleine Stadt überschwemmten.

Er schien ständig auf der Suche, womöglich nach dem Ort, an dem er begraben werden wollte. Oft führen ja die Lieblingswege großer Poeten zu den Stellen, an denen später ihre Denkmäler stehen.

Mehr und mehr wirkte er wie ein Wesen, das allen Zeiten angehörte, zugleich hier und dort sich aufhielt, wie er es in einem Gedicht beschrieb. Daran war nichts Künstliches, und die Tatsache, dass er sein Leben lang dafür zu bezahlen und große Opfer zu bringen hatte, bezeugte seine Wahrhaftigkeit. Vielleicht ist es ein Beweis seiner Nähe zu den Tragöden des Altertums, dass sein Werk schon zu Lebzeiten verloren zu gehen begann. Wenn er am Ende einer Sommersaison den „Turm“ in Pogradec verließ, um den Winter in Tirana zu verbringen, verschwanden stets einige seiner Manuskriptbücher.

Zu den Verlusten gehört auch der bereits erwähnte Prosatext „Die Besuche von Fräulein Anna X. in meinem Turm“. Jemand, der die Schrift unter mir unbekanntem Umständen in die Hände bekommen hatte, gab sie mir einmal über Nacht zu lesen. Als Poradeci gestorben war, fragte ich bei der betreffenden Person nach, doch plötzlich wusste sie nichts mehr von dem Manuskript. „Wie könnte ich Ihnen etwas gegeben haben, das ich selbst nie hatte?“, bekam ich zu hören, begleitet von einem Blick, der wohl besagen sollte: Wahrscheinlich hast du wieder einmal zu lebhaft geträumt!

Nun gut, bei Lasgush Poradeci war alles möglich. Vielleicht hatte er mir aus der Tiefe seines Grabes tatsächlich etwas von den Träumen und Mysterien heraufgeschickt, die ihn zu seinen Lebzeiten umgaben. Ich hätte mich wohl in diese Erklärung gefügt, wäre nicht eine Zeugin vorhanden gewesen: meine Frau, die den unvergesslichen Text ebenfalls gelesen hatte.

Etwas Schicksalhaftes, dem er nicht widerstehen konnte, trieb Lasgush immer wieder nach Pogradec. In seinem letzten Jahr, als die Reise zu anstrengend für ihn geworden war, unternahm man alles, um ihn glauben zu lassen, er befinde sich in seinem geliebten „Turm“. Sie stellten sogar Apfelzweige ins Fenster, um den Obstgarten draußen vorzutäuschen.

Er wurde bestattet, wie er es sich gewünscht hatte. Es war am 12. November 1987, bei strahlendem Wetter. Die feuchten Lehmbrocken, die man auf den Sarg warf, glänzten festlich in der Sonne. „In Sonne gekleidet, mit Mond beschuht“, wie es in einem über dreihundert Jahre alten Gedicht von Pjetër Bogdani heißt, brachte man ihn unter die Erde.

Aus dem Albanischen von Joachim Röhm

¹¹ L Lazar Gusho (1899 - 1987) formte aus den Anfangsbuchstaben seines Vor- und Nachnamens und dem Namen seiner Heimatstadt Pogradec das Pseudonym Lasgush Poradeci.

Der Text ist leicht gekürzt dem 1990 unter dem Titel „Einladung ins Studio“ erschienenen Band mit Essays und Erinnerungen Ismail Kadares entnommen.